Zu spät! Licht flammt auf: „Hände hoch, oder ich schieße“ Wem gehörte die Stimme? Sie klingt so bekannt. Unsinn! Fenster auf!

Ein Schuß! Am Ohr vorbei. Flucht ist zwecklos. Was nützt die Freiheit, wenn der Balg durchlöchert ist? Karl Stroband, nun hast du dich doch erwischen lassen!

Zwei Menschen stehen einander gegenüber. „Prost Neujahr, Herr Wachtmeister Wimmel! Wie gehts, Herr Stroband?“ sagte eine kleine Kammerzofe und lächelte spitzbübisch, während sie den Pistolenlauf mitten auf die Brust ihres „Schwarms“ richtete. — „Schlecht“, antwortete der Gentlemaneinbrecher als höflicher Mensch, obwohl er dieser kleinen falschen Katze am liebsten an die Kehle springen würde, wäre nicht dieses verdammte Schießeisen. Wie kann man nur als erfahrener Einbrecher und Hochstapler so dumm sein, einer kleinen Detektivin auf den Leim zu kriechen?

„Bitte schön“, sagte die Hexe und hält ihm zwei offene Handfesseln entgegen. Was bleibt anders übrig, als die Bitte hübsch brav zu erfüllen.

„Bringen Sie den Kerl weg!“ kreischt in diesem Augenblick eine Stimme hinter Karl Stroband. Der erinnert sich plötzlich wieder an das Gespenst, dreht den Kopf und begreift. Denn in ihrem Bett sitzt Frau von Harvend. Gummihandschuhe an den Fingern, eine Gummimaske über dem Gesicht zur Erhaltung ihrer schon dem Herbst sich zuneigenden Schönheit, und funkelt den Einbrecher haßerfüllt durch die engen Augenschlitze an.

Wütend gibt Stroband dem Stuhl, der ihn vorhin zu Fall brachte, noch einen Fußtritt. Dann schreitet er der Detektivin Elly Fang voraus aus dem Zimmer und führt an ihrer Seite im Wagen des Ueberfallkommandos ins neue Jahr hinein.

—⊙—

Silvesterbowle

Von Hanns Heinz Ewers.

Nie im Leben trinke ich eine Silvesterbowle mehr. Ich hab' noch von der letzten genug — die trank ich in der Neujahrsnacht des achtzehner Jahres. In Fort Oglethorpe Georgia.

Man bekommt wenig zu trinken in Gefangenenlagern. In Europa ging's ja wohl noch; wenn man da mit einem der Wachsoldaten Freundschaft schloß, so mochte man gelegentlich zu einem Schnapse kommen. Aber drüben in Amerika hatten die Kerls, die uns bewachten, selbst nichts zu trinken.

Fünftausend deutsche „Prisoners of War“ im Lager Oglethorpe, ausgedörrte und durstige Kehlen alle, und nichts, um eine vernünftige Silvesterbowle draus zu brauen! Greuliche Zustände!

Einer lief zwischen den Baracken herum, P. o. W. 1356. Ich weiß nicht, was er sonst war, aber im Lager braute er Schnaps. Aus selbstgezüchteten Tomaten. Er nannte seine Marke: „Gift“; lief mit seinem Eimer durch die kotigen Gassen der Holzstadt und brüllte: „Gift! Gift!“ Nüchtern habe ich ihn nie gesehen — das gehörte zum Geschäft, daß er bei jedem Schnaps, den er verkaufte, selbst einen mittrank. Alle waren seine Kunden; die besten freilich die amerikanischen Wachsoldaten. Und zweifellos verdiente er mit seinem grauenhaften Zeug viel Geld.

Diese Tatsache nun ließ den einäugigen Leutnant Jennings nicht schlafen. Der Bruder war eigentlich Schweinezüchter, aber er hatte mal als Dicketrommelschläger auf den Philippinen bei einer Militärmusikkapelle gedient; so wurde er, als die Vereinigten Staaten den Krieg erklärten, sogleich zum Leutnant befördert, gehörte nun zum Stabe des Wachkommandos. Mit echt amerikanischem Feldherrntalent hatte er sofort erkannt, daß man — wenn man der einzige Ladeninhaber ist — in einer Stadt von über fünftausend Seelen, selbst wenn diese nur Gefangene sind, viel Geld verdienen kann. Also hatte er den kommandierenden Oberst überzeugt, daß man eine Kantine errichten müßte — na, und das war geschehen. Da stand der Herr Leutnant hinter dem Ladentisch und verkaufte. Ein prächtiges Geschäft: Miete, Beleuchtung, Personal hatte er umsonst, denn die Gefangenen, die ihm helfen mußten, waren froh, daß sie überhaupt etwas zu tun hatten. Alles konnte man beim Leutnant Jennings kaufen, ein rechtes Warenhaus führte er; seine Preise waren stramm genug, und nur, wenn ihm was liegen blieb, konnte man mit ihm handeln. Doch begriff er wohl, daß das Geschäft noch ganz anders blühen würde, wenn er statt der fadenscheinigen Limonaden und Schwindelbiere ehrliche Alkoholgetränke hätte führen dürfen.

Zeit und Stunde

Sprüche von Frida Schanz.

Wenn deine edlere Natur
Den Sieg erfocht aus sturmzerwühltem Grunde,
— Sieh nach der Uhr!
Merk dir des Lebens große Stunde!

*

Mancher muß immer jagen und eilen
Der Stunde nach, die er träumend verlor.
Sein ganzes Leben ist Stürmen und Weilen
Seine Uhr geht immer nach oder vor!

*

Menschen, die keine Stürme erlitten, —
Ihr Herz trägt keiner Schicksale Spur.
Ihr Tag ist geregelt und zugeschnitten
Zeitlebens wie nach ihrer ersten Uhr.

*

Tage, wo wir fast die Uhren hassen:
„Wo habt ihr die Stunden denn gelassen?“
Tage, wo wir nach den Uhren sehn:
„Wollen denn die Stunden gar nicht gehn?“
Tage, die man ausnützt im Enteilen,
Weil die Uhren sie in Stücke teilen.

Die Konkurrenz des P. o. W. 1356 verdroß ihn baß — er empfand es als eine schwere Schädigung des amerikanischen Volkes, daß der Deutsche da Geld verdienen konnte mit einem Gesöff, das er selbst nicht vorrätig hatte. Täglich kaufte er einige Gläser „Gift“ und goß sie unter wilden Flüchen herunter.

Dann aber, zur Weihnachtszeit, hatte er einen genialen Gedanken. Er fuhr nach Chattanooga — das war die nächste Stadt — und zwei Tage später bogen sich die Tische seines Ladens unter wunderschönen Flaschen. Drei Marken hatte er mitgebracht: „Witch-Hazel“, „Bay-Rum“ und „Westphals Auxiliator“. „Witch-Hazel“ — das ist ein Toilettenwasser: 62 Prozent Alkohol. „Bay-Rum“, ein Haarwasser, hat 74 Prozent; aber „Westphals Auxiliator“, das Haarwuchsmittel, hatte 89 Prozent. Ueber den Tischen hatte er ein mächtiges Plakat anbringen lassen, darauf stand zu lesen:

Für die Silvesterbowle!,

P. o. W. 1466 machte schlechte Geschäfte in diesen Tagen, er mußte sein „Gift“ allein saufen und wurde meist schon um Mittag von mitleidigen Menschen im Straßenschlamm aufgelesen und in seine Baracke in eine Ecke verstaut. Die Matrosen der großen Schiffe machten den ersten Ansturm auf Leutnant Jennings Batterien; sie hatten meist große Meinung für den 89prozentigen Stoff. Erst als „Westphals Auxiliator“ ausverkauft war, griffen die Freunde einer gesunden Bowle zu den anderen Getränken.

Ich war zur Silvesternacht von der Mannschaft der „Deutschland“ eingeladen — „Leviathan“ heißt das herrliche Schiff heute und hißt die Sterne und Streifen statt der Hapagfahne und der schwarz-weiß-roten Flagge. Ich ging erst gegen elf Uhr in ihre Baracke; aber die Kerls ließen mich nicht in die Ecke, wo hinter einem Vorhang die große Bowle gebraut wurde. Man hatte einen Eimer „Gift“ gekauft und trank einstweilen den Tomatenschnaps, um sich würdig vorzubereiten. Drei Wassergläser davon bekam ich zum Willkomm.

Dann spielten wir Schinkenklopfen — ich mußte natürlich mitmachen. Gleich das erstemal, als ich den Schiffszimmermann auf seine Bierbuchstaben klatschte, fiel ich herein: der Mann merkte sofort, daß das kein gesunder Seemannsschlag war, sondern das sanfte Klapsen einer armseligen Schreiberpfote. Ich war also dran, stellte mich mutig hin und streckte mein Hinterteil in die Luft. Eine nach der anderen zerbläuten das die Matrosenpratzen — ich riet immer falsch, denn so echte waterkantige Hände sind von solch durchdringender Schlagkraft, daß einem Hören und Sehen vergeht, und man keine Möglichkeit des Nachdenkens mehr hat. Einer aber war dabei, der Klaatzen aus Finkenwärder, den erkannte ich doch. Er hatte Füße wie ein Paar Elbewer, Arme, die über die Knie herunterhingen und in mächtigen Tischplatten endigten, denn Hände konnte man das wirklich nicht mehr nennen. Der Klaatzen also versetzte mir einen so prächtigen und wohlgezielten Schlag, daß ich hoch durch die Luft flog und auf einem Bett endete. Da sülte ich: „Klaatzen!“ und dann mußte er sein Hinterteil herhalten.

Viel nützte das freilich nicht — nach zehn Minuten war schon wieder die Reihe an mir. Die Brüder gerbten mir das Fell, daß ich die Englein im Himmel singen hörte. Am liebsten hätte ich losgeheult, aber ich mußte doch so tun, als ob mir Schinkenklopfen das liebste Spiel von der Welt wäre. Ich glaube, die Jungs werden noch ihren Enkelkindern davon erzählen, wie sie mich, in aller Liebe und Freundschaft, verdroschen in der Silvesternacht.

Endlich wurde ich erlöst: zwölf Uhr schlug es. Der Vorhang wurde zurückgezogen, auf dem gußeisernen Ofen in der Ecke dampfte in einem Rieseneimer die Silvesterbowle. Ich mußte eine Rede halten — na, länger als zwei Minuten hat sie nicht gedauert. Dann bekam ich als Ehrengast, den ersten Blechnapf voll, der mir gründlich die Schnauze verbrannte. Ich goß das Zeug hinunter — es schmeckte wie Knüppelaufdenkopp! Wie das hochberühmte Haarwuchsmittel „Westphals Auxiliator“ äußerlich wirkt, daß weiß ich nicht — aber innerlich angewendet macht es ein wüstes Durcheinander von allem, was man im Bauch hat. Man weiß nicht mehr, ob man ein Männchen oder ein Weibchen ist, man weiß überhaupt nur das eine noch, daß man innen brennt, von den Zehenspitzen bis zur Schädeldecke.

Aber das nützte alles nichts — trinken mußte ich. Erst auf Deutschland, dann auf die Seefahrt, dann auf die Frauen und Bräute zuhause — es ist gar nicht zu sagen, auf was nicht alles die Matrosen Trinksprüche ausbrachten.

Keine Ahnung habe ich davon, wie ich eigentlich nach Hause in meine Baracke kam. Aber sehr gut blieben mir die nächsten Tage in der Erinnerung. Sitzen konnte ich überhaupt nicht, liegen nur auf dem Bauch. Dabei hatte kein Mensch Mitleid mit mir; ich hatte nur den einzigen Trost, daß es den anderen in Fort Oglethorpe auch nicht besser erging. Das ist aber gewiß: von Silvesterbowlen habe ich für mein Lebtag genug, besonders wenn sie mit „Westphals Auxiliator“ angemacht sind!

—⊙—

Die Neujahrsreise des Hausgottes.

Im Mittelpunkte der chinesischen Neujahrsfeierlichkeiten steht der Hausgott, denn die einst bezopften Bürger des Reiches der Mitte glauben, daß dieser gewichtige Herr zu Neujahr eine Reise in die oberen Regionen unternimmt, um dort über das Verhalten der Menschen während der zurückliegenden zwölf Monate Bericht zu erstatten. Da ist es ganz begreiflich, wenn man sich durch besondere Feierlichkeiten das Wohlwollen des einflußreichen Gastes zu sichern versucht. Deshalb versammelt sich die Familie in der Neujahrsnacht vor dem pomphaft geschmückten Hausaltar, bittet um gut Wetter für die Zukunft und fleht, der gütige Hausgott möge beim Bericht die eine oder andere ihrer Missetaten freundlichst unterschlagen. Um den Einflußreichen diesen Bitten zugänglicher zu machen, werden ihm auf dem Altar Süßigkeiten und eingemachte Früchte dargebracht. Um Mitternacht zündet die Familie vor ihrem Hause große Feuer an, um die bösen Geister von ihrer Schwelle fern zu halten. Allen Freunden und Gönnern sind vorher kunstvoll getuschte Neujahrspostkarten übersandt worden, ein Brauch, der in China schon längst bestand, bevor das Abendland überhaupt an derartige Höflichkeiten dachte.

*

Raffkes auf Reisen.

Raffke und Frau besuchen den Burgberg bei Harzburg. Vor der Canossafäule machen sie halt und Frau Raffke liest mit lauter Stimme die Aufschrift: „Nach Canossa gehen wir nicht.“ Darauf sagte Raffke: „Nee, wenn es noch weit ist, dann laß uns lieber nach Harzburg zurückgehen. Ich bin heute schon genug gelaufen.“

*

Mißverständnis.

Auf einem Repräsentationsball stehe ich tödlich gelangweilt in einer Ecke. Kommt ein Herr auf mich zu und sagt: „Greulich!“

Ich antworte: „Zum Kotzen!“

Nachher stellte sich heraus, daß der Mann Greulich heißt und sich mir vorstellen wollte.

*

Iß Obst und ihr bleibt gesund.

„Mutti, ist das wahr, daß ein Apfel den Doktor fernhält?“

„Ja, gewiß.“

„Dann habe ich heute fünfzehn Doktoren ferngehalten. Ich habe nämlich sämtliche Aepfel vom Christbaum gegessen.“

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: C. Sanß, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Silvester/Neujahr

Silvesterspuk

Skizze von G. W. Beyer.

Hätte ich die Worte meiner Waschfrau beherzigt, die mir zwei Tage nach Weihnachten mit dem Brustton der Ueberzeugung und einer durch das Einstemmen der Fäuste in die Hüften zum Ausdruck gebrachten Entrüstung erklärte, vor Neujahr dürfe niemand mehr waschen oder aufräumen, so wäre mir dieser Silvesterspuk sicher nicht in die Quere gekommen. Aber leider mußte mich erst die Erfahrung lehren, daß die Frauen immer recht haben, Waschfrauen ganz besonders.

Doch so kam ich auf den Einfall, Silvester meinen Schreibtisch aufzuräumen und all den unnötigen Wust zu vernichten, der sich im Laufe des zu Ende gehenden Jahres dort angesammelt hatte. Papiere, wie sie nur der Mensch aufhebt, der den bedauerlichen Ehrgeiz hat, dann und wann auf einen höchst klapperigen alten Pegasus zu klettern, anstatt hübsch brav seinen Lebensweg zurück zu legen. Geistige Ergüsse, die nach langer Wanderung mit den mir so vertrauten Worten „Wir bedauern außerordentlich lediglich wegen Platzmangels ...“ wieder zu mir zurück gekehrt waren. Entwürfe und Aufzeichnungen für Manuskripte, die Gnade vor den Augen der Mitwelt gefunden hatten. Mein Papierkorb ist groß.

Natürlich verkürzte ich mir diese etwas melancholische Arbeit durch ein Glas Silvesterpunsch zu versüßen. Es können auch zwei oder drei gewesen sein. So genau kann ich mich nicht mehr daran erinnern. Ueberhaupt läßt mich mein Gedächtnis im Stich, denn ich weiß nicht, wie es kam, daß ich, der ich eben noch ein Manuskript vernichtungsbereit in der Hand hielt, plötzlich zwischen Klippen saß und mit gemischten Gefühlen zusah, wie die Brandung nach meinen Füßen schnappte. Im Sommer hätte ich mir diese Szene noch gefallen lassen, aber jetzt mitten im Winter fror ich auf meinem eisschumpülten Sitz. Gleich darauf packte mich das Entsetzen. Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll, und dann stieg aus ihm das bekannte feuchte Weib empor. Ich sage ausdrücklich „bekannt“, denn dieses bleiche Frauenantlitz mit den wirren nassen Haaren kannte ich nur zu gut. Es war ja mein eigenes geistiges Kind, von dem ich aber glaubte, es sei den Weg aller anderen gegangen und diene dazu, ein Stück Wurst oder Käse einzuwickeln. „Elsa!“ schrie ich entsetzt, „Elsa, was willst Du von mir?“ Elsa schlug die Augen langsam auf und sah mich vorwurfsvoll an. Dann öffnete sie die blutleeren Lippen, und ihre Stimme klang tief wie das Meer: „Warum hast Du mich in den Tod getrieben? Konntest Du meine Geschichte nicht so auslaufen lassen, daß ich trotz alles Enttäuschungen noch glücklich wurde und nicht Selbstmord begehen mußte? Jetzt ziehe ich Dich zu mir hinab in mein kühles Grab!“ Und schon streckte sie ihre grauen Finger, an denen Seetang hing, zu mir hinauf, schon griff die Flut nach meinen Füßen, schon leckte das Wasser an meinen Händen. Mich lähmte das Entsetzen. Nur meine Poren arbeiteten prompt und zuverlässig und trieben den kalten Angstschweiß über meine Stirn. Ich war verloren.

Sicher läge ich heute in Elsas kalten Armen dort unten am Meeresgrund, hätte mich nicht im letzten Augenblick noch eine Faust am Kragen gepackt und über die Klippen hinweg auf die Landstraße geschleift, die zwischen Berg und Meer entlangführte. Dann ließ der harte Griff los, und ich wandte mich, um meinem Lebensretter mit bewegten Worten zu danken. Doch erstaunt und vom schlechten Gewissen gepackt blieb ich mitten im besten Vorsatz stecken. Denn ich erkannte sofort den Mann wieder, der dort mit funkelnden Augen vor mir stand: „Angelo, Du!“ — „Ja“, lachte er grimmig und strich die Haare aus der Stirn, daß ich zähneklappernd die große Wunde sah, die mir so bekannt war, weil ich selbst die Schuld daran trug, „ja, ich bin es, Angelo Perfittini. Ich habe noch ein Hühnchen mit Dir zu rupfen. Kennst Du den Berg dort oben?“ Er wies mit dem Finger auf das Gebirge hinter mir, und ich wandte mich gehorsam, doch vorsichtig, weil ich den erneuten Griff dieser Hand fürchtete. „Ja“, schielte ich schuldbewußt zum Berg hinauf, „da oben ...“ — „... hast Du mir nicht gegönnt, daß ich meine Traglast Spitzen in die Schweiz hinüber schmuggelte!“ zürnte seine Grabesstimme. „Marsch, hinauf auf den Berg, und Du sollst die Spitzen tragen!“ Ich trug und litt. Denn das Schmuggelgut wog achtzig Pfund — ich hatte ja die Trage selbst packen lassen —, der Weg war steil, steinig und schier endlos, und wenn ich rasten wollte, stieß mir Perfittini den Bergstock in die Waden. Doch alles Leiden nimmt ein Ende, und schließlich standen wir auf dem Berggrat. „Kennst Du diese Stelle?“ fragte mein Henker dumpf. Er wartete die Antwort meiner schuldbeladenen Seele nicht erst ab, sondern warf mich mit einem Faustschlag hinter einen Stein, daß mir die Funken aus den Augen sprühten: „Hier mußte ich mich hinwerfen, als Du die Zöllner auf der Lauer liegen ließest. Mußte das sein? Konntest Du mich nicht ungeschoren ins Tal kommen lassen, wo die Braut auf mich wartete und der Mann mit dem Gelde für die Spitzen? Rache will ich üben, fürchterliche Rache!“ Ich biß die Zähne zusammen, versuchte mit verzweifelter Anstrengung aufzustehen und konnte mich doch nicht rühren. Diese unbarmherzigen, hypnotisierenden schwarzen Augen fesselten mich an den Boden. Dann zauberte Perfittini hinter einem Stein einen Karabiner hervor, und ich wußte, was kam: das Ende, der Schuß in die Stirn!

Ich bin überzeugt, daß heute kein Hahn mehr nach mir krähen würde, wäre nicht plötzlich ein meterlanges Alphorn vor mir aufgetaucht, hätte es nicht dem rachedurstigen Schmuggler das Gewehr aus der Hand geschlagen und den bleichen Perfittini spurlos verschwinden lassen. Ich sprang befreit auf, warf die Traglast von der Schulter und wollte meinem Retter überglücklich die Hand drücken. Doch der Mann im schäbigen Lodenmantel wehrte ab: „Bitte, laß den Unsinn! Du weißt wohl nicht mehr, wer ich bin?“ Ach doch, ich wußte jetzt nur zu gut, wer vor mir stand mit dem zerschundenen blutrünstigen Gesicht, den knackenden Knochen, und dem Schlottern meiner Glieder verächtlich zusah. „Ja“, spie er mir seinen Hohn ins Gesicht. „Du kennst ihn wohl wieder, den Zinaler Jockel, den Kuhhirten.“ O ja, ich kannte das Kind meiner eigenen Phantasie, das ich ermordet hatte, und war auf das Schlimmste gefaßt. Doch ich wußte wieder, der Zinaler Jockel war ein gutes Gemüt. Er schien auch nicht sonderlich rachedurstig aufgelegt zu sein, sondern sagte nur so nebenbei: „Komm mit.“ Ich folgte zähneklappernd und doch einen Funken Hoffnung im Herzen. Aber dieser schwand, als mein Führer auf einem Felsvorsprung stehen blieb. Ach, dieser entsetzliche Felsen! Ich wußte, er bedeutete meinen Tod. Und wirklich wies der Zinaler Jockel mit dem gebrochenen Arm in die Tiefe: „Mußtest Du mich abstürzen lassen, als ich das Edelweiß dort holen wollte?“ — „Nein“, schrie ich und fiel auf die Knie, „ich will es nicht wieder tun. Alle Edelweiße der Welt sollst Du pflücken und Deine gefundenen Knochen dabei behalten!“ — „Zu spät!“ sagte er bald verächtlich, bald traurig. Dann stieß mich sein Fußtritt ins Leere.

Ich sank und sank, und der rasende Fall erstickte meinen Angstschrei. Wahrscheinlich läge ich heute als Knochenbündel dort unten am Fuße des Felsens, hätten nicht plötzlich zwei weiche Arme meinen Fall aufgehalten, mich empor gezogen und sanft in meinen ungefährlichen Schreibtischsessel sinken lassen.

Ich erkannte erleichtert, daß meine Hausdame vor mir stand und erstaunt war: „Aber Herr Meyer, was ist denn das? Den Punsch umschütten und dann auf den Boden fallen!“ — „Ach“, sagte ich und war froh, nach des schrecklichen Totengesellschaft eine weiche, lebende Hand halten zu dürfen, „ach, Fräulein Ida, alle warmen Menschen, die ich im vergangenen Jahr in meiner Phantasie sterben ließ, wollten sich an mir rächen. Wie bin ich froh, daß Du bei mir bist!“ — „Sehen Sie“, sagte die junge Dame und schien über das aus der überstandenen Angst heraus geborene Du nicht im geringsten erstaunt zu sein, „ich habe Ihnen schon immer gesagt, Sie sollten die Leute in Ihren Geschichten glücklich werden lassen.“ — „Das will ich in Zukunft auch“, gelobte ich, und da alle Glocken gerade das neue Jahr einzuläuten begannen, besiegelte ich meinen Schwur mit einem Kuß. Was sich Fräulein Ida, zukünftige Frau Meyer ruhig gefallen ließ. Sie wird schon dafür sorgen, daß ich meinen Eid nicht breche und daß alle meine geistigen Kinder so glücklich werden wie mein beide.

—⊙—

Bergnacht

Eine Silvestergeschichte

von Lisa Honroth-Loewe.

In die letzte Vorlesung vor den Weihnachtsferien schwang der tiefe Ton der Glocke vom Münster herüber. Gleich darauf ergoß sich der Strom ferienfröhlicher Studenten und Studentinnen durch die Gänge aus dem Portal der alten Universität.

Wendorff war als Letzter aus dem Hörsaal gekommen. Er hatte keine Eile. Für ihn gab es keine fröhliche Weihnachtsfahrt in die Heimat. Die Mutter war tot, mit dem Stiefvater verband ihn nur eine kühl-offizielle Beziehung, die sich in der pünktlichen Sendung der von der Mutter überkommenen kleinen Rente erschöpfte. Diese Summe reichte gerade aus, um Studium wie Leben mühsam zu fristen.

In der Mensa war er heute fast allein beim Essen. Alle Kommilitonen waren schon unterwegs. Zwischen dem Essen warf er einen Blick in die Stadtzeitung, die jemand hatte liegen lassen. Da fand er zwischen weihnachtlichen Anpreisungen die Anzeige eines Kurhauses oben auf dem Kamm, das für die Zeit zwischen Weihnachten und Neujahr einen Hoteldiener suchte. Wendorffs Entschluß war im gleichen Augenblick gefaßt. Niemand kannte ihn dort oben. Und selbst wenn dies der Fall sein würde — wer gab ihm etwas, wenn er hungerte, wer nahm ihm etwas ab, wenn er Sorgen hatte? Diese Aushilfsstellung warf wenigstens soviel ab, daß man doch ein paar Tage auf die Berge gehen konnte.

Wendorff arbeitete sich zum dritten Male heute mit Schneeschuhen und mit schwerem Rucksack den steilen Weg von der Stadt nach dem „Schwarzenberger Hof“ hinauf. Was brauchten die reichen Leute da oben alles in der winterlichen Einsamkeit — und immer gerade dann, wenn das Post- und Hotelauto unterwegs waren. Von einer bestimmten Zigarettenmarke, einem parfümierten Badesalz, von Pralinen und Seidenbändern hing offenbar das Lebensglück auch in der schönsten Winterlandschaft ab. Aber heute abend würde er frei sein. Die Geschäfte in der Stadt unten schlossen zeitig. Im Kurhause, in dem die Gäste sich zum Silvesterball rüsteten, hatte er dann nichts zu suchen.

Wenige Stunden später fuhr er lautlos durch die große Schneise. Die Lichter des Schwarzenberger Hotels rückten fern und ferner. Bald war nur noch die Nacht mit dem Kranz der reinen Sterne über dem klaren Nachthimmel. Ein reifer Mond stand zwischen den Kronen der Bäume. Konrad sänftigte die Fahrt. Leise stiebte der Schnee über ihn von einer Hochlandstanne. Dort mußte die Bank sein, die er von sommerlichen Wanderungen durch grünverschatteten, duftenden Wald kannte, von der aus man den weiten Talblick hatte.

Ein leiser Aufschrei ertönte — eine Gestalt saß auf der Bank. „Was wollen Sie?“ fragte eine angstvolle Mädchenstimme.

„Fürchten Sie sich doch nicht so!“ Konrad sagte es beinahe unfreundlich, denn auch er war erschrocken. „Ich tue Ihnen doch nichts.“

„Wer sind Sie denn?“ fragte beruhigter das Mädchen zurück. „Wohnen Sie auch im Hotel?“

„Nein“. Konrad mußte lächeln, denn er dachte an seine Mansardenbehausung über den Wirtschaftsgebäuden.

„Aber setzen Sie sich doch!“ forderte das Mädchen ihn auf, als er absichtlich undeutlich seinen Namen gemurmelt. Konrad schnallte die Schneeschuhe ab. „Um Himmels willen!“ entfuhr es ihm. „In diesem Kleide sitzen Sie hier in der Kälte?“ Der Fehmantel, den das Mädchen enger zusammmengenommen, zeigte darunter ein hauchdünnes Etwas von seidigem Abendkleid und Spitzen. „Sie können sich ja auf den Tod erkälten, sind Sie denn wahnsinnig?“

„Wahnsinnig nicht, aber ich habe es satt . . .“ Auf dem schönen jungen Gesicht war plötzlich, wie geradewegs aus der Seele herausgebrochen, Verzweiflung.

„Was haben Sie satt?“

Die Fremde machte eine unbestimmte Bewegung mitten hinein in das Dunkel. „Alles habe ich satt, das Hotel und das Tanzen, die ewigen Gespräche von Geld und Kleidern, von Geschäften und Reisen, das Reden der Männer von Liebe, die noch nicht einmal Flirt ist, nur kalte Gewohnheit — eben alles.“

„Und davor flüchten Sie hier her?“ fragte Konrad Wendorff, angerührt von diesem unerwarteten Ausbruch einer ungekannten Verzweiflung.

„Wohin soll ich denn flüchten?“ kam es bitter zurück. „Ich konnte es einfach da drinnen nicht mehr aushalten in dieser sogenannten Silvesterfröhlichkeit mit Sekt und Betrieb und Lüge. Ich dachte, es würde besser werden in der unverfälschten Natur . . . aber auch sie gibt mir nichts als Einsamkeit.“

„So schnell schenkt die Natur keine Antwort,“ sagte der junge Mann ernst, „man muß länger mit ihr befreundet sein, damit alles von einem abfällt, Angst und Not und Sorge. Man muß lange sehr vertraut und allein mit ihr sein.“

„Haben Sie es erlebt?“ Das unbekannte Mädchen sah ihn aufmerksam an, und das wandernde Mondlicht machte ihr schönes junges Gesicht sehr blaß und hilflos. „Wenn ich Sie bäte — diese Stunde zwischen uns ist ja so abseits aller Konvention. Sie werden mich nicht mißverstehen —, würden Sie mir die Natur da draußen einmal so zeigen? Ich komme ja nicht zu ihr vor lauter Skipartien und Tanztees. Vielleicht würde sie mir auch helfen. Ich könnte es brauchen — ich habe etwas Schweres hinter mir. Haben Sie morgen einen Tag Zeit zu einer Skitour? Ich könnte mich frei machen.“

„Nein,“ antwortete Wendorff schroff, eine glühende Hitze stieg ihm in die Stirn.

„Das heißt! Sie wollen nicht.“ Das eben noch kindlich aufgeschlossene Gesicht wurde fremd und zugeschlossen. „Gute Nacht.“ sagte sie. Dann zuckte sie plötzlich zusammen wie im Frost. „Es ist wirklich kalt.“ Schon wandte sie sich und ging den schmalen, verschneiten Pfad an der Tanne vorbei, hinunter, immer weiter . . Wendorff stand sehr still und sah die einsame kleine Gestalt hinter der Tannengruppe verschwinden. Plötzlich schnallte er seine Schneeschuhe an und glitt in rasender Fahrt ihr nach. Knapp vor dem erleuchteten Kurhaus, aus dem der Lärm der Jazzband schrillte, stand er wieder vor ihr: „Ich muß Ihnen etwas sagen,“ seine Stimme war brüchig vor unterdrückter Erregung. „Es ist nicht, weil ich nicht will. Aber . . . mein Geld reicht knapp für das Universitätsstudium. Ich mache hier in den Ferien Botendienste, um mir ein paar Mark für eine Skifahrt zu verdienen.“

Sie sah ihn an. „Das gibt es?!“ sagte sie leise, wie zu sich selbst.

„Ja, das gibt es, aber glauben Sie nur nicht, daß ich mich schäme.“

„Und wenn Sie Ihre Verpflichtung hier los sind,“ fragte die Fremde statt einer Antwort, „werden Sie mich dann mitnehmen?“

Ein unsinniges Glücksgefühl brannte plötzlich in Konrad auf, aber man durfte es nicht Herz wie Kopf überwältigen lassen: „Ich kann nur sehr primitiv reisen . . . Sie sind anderes gewöhnt, ich bin sehr arm.“

„Würde ich Sie bitten?“ fragte das Mädchen zurück, „wenn ich nicht auch arm wäre — in anderem Sinne —, unter allen „Leuten“ arm an einem Menschen? Und Sie sind doch ein Mensch?“

„a“, sagte er leise, fast ehrfürchtig, und nahm ihre kleine, kalte, hilflose Hand.

Der Junge Ludwig Richter

Skizze von E. Laube.

In Dresden in der Moritzgasse, im Meinholdischen Hause sitzt ein schmaler Bube, zwölf Jahre alt, am Zeichentisch vor dem Fenster und kopiert eine Radierung von Berghem. Draußen schneit's so sehr, daß man die gegenüberliegenden Häuser nicht erkennen kann. Weihnachten naht. Auf dem Christmarkte richten die Händler die Buden, die Schuljungen üben Chöre, die vom Turm der Kreuzkirche unter der Leitung des Kantors auf die feiertägliche Stadt herabgesungen werden sollen. In Meister Zinggs Atelier ist es warm, und der hagere Junge hat glühende Backen. Blonde Haare, aus der Stirn gekämmt, fallen auf die grüne Friesjacke, sein helles Gesicht ist hart geschnitten, mit großer, schmaler Nase, die graublauen Augen blicken scharf und bohrend die Dinge an.

„Der Kalendermann aus Stolp ist noch net dagewesen, Herr Vater“, ruft er zu seinem Vater hinüber, der eifrig eine Kupferplatte bearbeitet.

„Der Herr Stahl? So muß der nehmen, was von den Proschpekte übrig geblieben ist.“

„Und da ist er schon, der Herr Stahl! Ich kenn' ihn am Schritt“, ruft Ludwig. Da klopft es auch schon, und herein tritt ein behäbiges Männlein, der Buchbinder und Kalenderverleger Stahl. An der Tür bleibt er stehen und macht viele Bücklinge, dann legt er den leinenen Quersack und den buchenen Wanderstab auf den Boden, den Finger an das rote Knöpfchen der Nase, läßt die funkelnden Aeuglein im Atelier herumwandern und sagt: „Ich komm heuer spät.“

„Recht spät“, erwidert der Vater Richter. „Eure Kollegen aus Freiburg, Pirna, Meißen, haben die besten Proschpekte käufer gehalt.“

„Ich konnt' net eher. Krankheit — auch mußte mer zwei Saue notschlachte lasse.“ Sich dem eifrig zeichnenden Ludwig nähernd: „Is der Euer?“

„Ja, das ist mein Aeltester, mein Ludwig.“

„Ah, beim Himmel, aus dem Bue kann was werde. Wie alt ist er denn?“ — Zwölf Jahr.“

„Und laßt Ihr den Bue net mehr zur Schul gehe?“

„Er taugt nichts auf der Schul, das ist ein Elend mit ihm gewesen! Mich haben die vielen Schläg' gedauert, die der Lehrer ihm aufgezählt hat. Rechnen konnt' er gar nicht, auf den Rechenschiefer mali' er allweil seine Bilder in der Stund —“

„Und was soll der Bue werden?“

„E braver Proschpektenradierer soll er werden.“

„Und was will der Bue werde?“

„Ein Maler mit bunten Farben“, sagt Richter leise.

„Haha, der will hoch hinaus, und ich nehm' ne Radierung von dem Bue. Zeig, was hast radiert?“

Ludwig Richter erhebt sich. Behende gleitet der schmale Bursche durch Meister Zinggs Atelier. Er bringt eine Mappe. „Da — alles von Tell, dem Helden von Schwyz“, sagt er schüchtern.

„Ei, das is gut, ei, das is mir kommod! Den Apfelschuß hier, den nehm ich.“ Er lacht über das ganze rote Gesicht. „Und ich zahl dem Meister Zingg acht Taler für den Proschpeckt.“ Die Geldkatze kriecht unter dem blauen Tuchrock hervor, prall gespickt

„Ein Malefizbue!“ schmunzelt er.

„Der Bube ist nur zum Schauen und zum Malen auf der Welt“, sagt der Vater. „Auf jedem Pflastersteig sieht der die schönsten bunten Bilder.“

Die acht Taler werden aufgezählt, und weder Vater noch Sohn kommt der Gedanke, daß die Silberlinge eigentlich dem Jungen gebühren. Der Vater ist Angestellter bei Meister Zingg, der Junge Lehrling, das Geld für ihre Zeichnungen und Kupfer wandert in des Meisters Beutel. „Geh jetzt zur Mutter, Ludwig, sag, daß ich eine Stunde später komme.“

Der Junge springt auf, ha, hinaus in den dämmernden Winterabend und nun schauen, schauen! Er schlägt die Pelzmütze auf die gelben Haare, wickelt den Oberleib in einen Schal fährt mit den zarten Händen in die tuchenen Fäustlinge, die an grünem Wollbande hängen, grüßt artig und geht.

Unten im Hausflur steckt er den Kopf durch die Tür der Frau Harnapp. Eine große, dämmerige Stube voller Winkel und Ecken, von einem winzigen Oellämpchen erleuchtet. Seine Freundin Milchen sitzt unter der Kuhkanzel und spinnt, ihr gelbes Haar glänzt. „Ludwig!“ ruft sie. „Ich hab' ein neues Buch, schön zum Weinen. Die schöne Melusine heißt es.“

„Lest besser in der Hellianen Schrift!“ grollt es aus der Ecke, wo die Mutter Harnapp in weißer Riesenhaube am Rocken sitzt.

„Ich muß auf den Christmarkt und gucke“, ruft Ludwig.

„Der Richter Ludwig muß allweil gucke. Er hat zehn Auge, und weiter hat'r nichts“, spottet das Mädchen.

Ludwig geht zwischen den kleinen Häusern der Altstadt dahin. Den Schnee schiebt er mit den Spitzen der derben Stiefel vor sich her. An der Frauenkirche bleibt er stehen und schaut zum Turme hinauf. Seine Augen weiten sich vor Entzücken — dort droben, auf dem steinernen Umbau, ist ein rotes Tuch gebreitet, darauf Lichter und alte Kirchenlämpchen. Wie Pausengel dahinter die Sängerbube, andächtig singen sie zum Himmel empor. An das Mauerwerk des Turmes gelehnt, singt ein Alter, schöne Jünglinge blasen Posaunen. Des Turmwarts Weib hat das Butzenscheibenfenster geöffnet und blickt mit ihrem Kinde hinaus. Ein Tannenzweig ist aufgepflanzt, mit einem großen, goldenen Stern geschmückt. Wie die bunten Farben leuchten, wie sie singen und jubilieren! Da erlischt das Bild, Ludwig Richter zieht die Schultern hoch und gleitet weiter. Häuser und Häuschen im Winterschnee, rotes, gelbes Licht aus Fenstern und Türen! Auf dem Christmarkte wimmelt es von Leben, Lärm und herrlichen Farben. Der Bube schaut und schaut. Aus den Tiefen der Buden tauchen sie auf, die einfältigen, unsterblichen Gestalten, die Mütterchen, Greise, Handelsmänner, Jungvolk, winterlich vermummte Kinder, Spielzeug der Armen, Früchte, Pflaumenmänner, Papierblumen, geschaute Düfte, geschautes Lachen.

„Bue!“ ruft die Mutter, als er endlich versonnen in die elterliche Wohnung tritt. „Naß bist, kalt bist! Da steht heißer Kaffee, Großmutter hat frische Kornthenwoch' gebracht.“

„Ich hab' was gesehn, Frau Mutter, auf dem Altmarkt ist was gewesen.“

„Was ist denn da gewesen?“

„Ihr werdet's mir nicht glauben, aber in der Luft hat ein mächtig großer Christbaum gehangen, getragen von zwei Engeln. Viele Lichter sind am Baum gewesen. Oben um die Krone sind die schönsten kleinen Engel geflogen. Unten aber, am Stamm, da war das Lieblichste. Engel hielten ein Linnen, und darin lag das Jesuskind, auf rosa Himmelswolken. Drei Engel trugen Körbe, daraus schütteten sie himmlische Früchte auf die Erde. Ich hab zugefaßt und auch was in den Sack gesteckt. Wo ist es nur geblieben?“ Er sucht in den Taschen, findet nichts. „Ich hab's verloren“, sagt er kläglich.

„Ghe, Ludwig, du spinnst!“ Die Mutter seufzt, sie fährt ihm über das lange Haar. In der Stube tollen ihre robusten Kinder.

Versehen

Skizze von Margarete Fischer.

Es klingelte — klingelte noch einmal. War denn niemand zum Oeffnen da? Fräulein Edith, im Begriff, letzte Hand an ihre Balltoilette zu legen, eilte an die Korridortür.

Das kleine Bäckermädchen, das den Neujahrskuchen brachte. Es hatte nicht geglaubt, heute noch etwas so Schönes zu sehen.

„Drei Mark? Ja, wo habe ich denn mein Geld?“ — Fräulein Edith hatte es wirklich sehr eilig. Sie würde kaum mehr Zeit haben, etwas zu essen. „Hier die drei Mark, und hier ein Groschen für Dich — — Nein, wart' —“ Fräulein Edith suchte in ihrem Täschchen. „Ich finde im Augenblick kein kleines Geld mehr. Ein andermal, mein Kind.“

Und das kleine Bäckermädchen sah das schöne Fräulein: glänzende Seide, leuchtendes Haar, und fühlte das Geld in der Hand — sah das schöne Fräulein noch, als die Tür sich rasch geschlossen hatte — sah es noch auf der Straße, wo Flocken vereinzelt vom Himmel fielen — noch, als es in den Bäckerladen trat, in dem sich die Menschen vor Toresschluß stauten, um ihre Pfannkuchen für die Neujahrsfeier zu kaufen. „Ein halbes Dutzend? — Gefüllt oder ungefüllt?“ — „Mariechen, lauf schnell in die Backstube, ob der Kuchen für Doktor Meier noch nicht fertig ist!“ — Und nachher mußt Du noch einmal zu Hensels rüberspringen.“ — Immer noch öffnete sich die Tür. Ungeduldige Füße stapften den jungen Schnee von den Sohlen. — „Mariechen, wo ist das Mädchen? — Ich habe ganz vergessen, den Kuchen zu Walters.“ — Die Bäckerin wirft einen Blick auf die Uhr. Ein Viertel nach sieben. Der letzte Kunde kriecht unter dem schon halb geschlossenen Eisenvorhang aus der Tür. Na, endlich! Nun noch die Abrechnung. Da kommt das Laufmädchen.

„Mach rasch, Mariechen. — Berthachen, stell immer schon die Gläser zurecht. Gib her, mein Kind. Werners drei, Meiers vier, Hensel vier, macht elf Mark. — Na ,wo hast Du denn . . .? Das sind erst zehn Mark. Such nach, schnell, schnell, schnell! Na, wo denn?“

Mariechen krempelt ihre kleine Börse um. Es ist wirklich nichts mehr drin. Fehlt eine Mark. Wie ist das möglich? Die verstörten Augen des Mädchens suchen nicht mehr im Täschchen, sie suchen im unduldigen Antlitz der Prinzipalin. — „Wo hast Du denn das Geld gelassen?“ — „Ich — weiß es nicht. Vielleicht hat jemand zwei statt drei Mark . . .“

„Aber warum paßt Du denn nicht auf? Das ist mir auch noch nicht passiert.“ Ach, daß sie ihr nur nicht noch die Laufstelle kündigt! „Bei wem kann das gewesen sein? Erinnerst Du Dich nicht? Denk nach!“ Mariechen fühlt, daß nur eine in Betracht käme. Aber wer könnte . . .!

Da hilft nun nichts. Du mußt es heraus bekommen. Hier ist das Uebrige. — Na — noch einen Pfannkuchen. — Und daß Du übermorgen pünktlich bist!“

Das kleine Bäckermädchen läßt die kleinen, harten Flocken auf seinen Aermel fallen, den es vors Gesicht hält. Plötzlich rennt es durch die weißbestreuten Straßen nach jenem Hause, in dem das schöne Fräulein wohnt. Das Haus ist geschlossen, aber ein Auto steht vor der Tür. Vielleicht — sie drückt sich an die Mauer und — wartet. Ein Lichtschein fällt auf die Steine. Schritte kommen die Treppe herab, Stimmen, heiter und bereit zu gefallen. Der Schlüssel dreht sich. Ein Schreck durchfährt das Kind. Sie ist es — im schwarzen Pelzmantel. Wahrhaftig. Ein feiner Herr geleitet sie. Mariechen gibt sich einen leisen Ruck und tritt heran. Das Fräulein dreht sich strahlend um, winkt in die Höhe — da steht die Mutter nämlich am Fenster —, wendet sich wieder dem Herrn zu und schlüpft in das Auto. Sie hat das Mädchen nicht bemerkt, das sich noch einmal zag herandrängt, sanft von dem Herrn zurückgeschoben, der bereits im Auto verschwindet. — Daß überall Neugier belästigen muß. — Die Tür klappt zu, der Motor springt an. Mariechen steht allein.

Allein. So geht sie heute nicht nach Hause. Es bringen sie keine zehn Pferde nach Hause. Das Gesicht der Mutter sehen, die auf die paar Pfennige wartet? Sie klemmt sich wieder in die Tür. Das Fräulein muß ja wiederkommen.

Gegenüber brennen Weihnachtsbäume hinter Fenstern. Menschen gehen weiß beflaumt an ihr vorüber. Sie setzt sich auf die Schwelle und bohrt sich in die hellen Scheiben drüben. Zuweilen sieht sie das kleine, spitze Gesicht der Mutter, hört sie im Bett den Vater lamentieren. Zuweilen sieht sie die glänzende Seide, den leuchtenden Kopf. Und wieder denkt sie gar nichts mehr. Steif und erfroren kauert sie im Türrahmen.

Dann wird es lebhaft. Stimmen rufen. Glocken läuten. Es knallt und leuchtet auf. Das kleine Bäckermädchen hebt sich mühsam in die Höhe. Ob sie jetzt endlich kommt? Es blickt starr und taumelnd in das Feuerwerk und steht geblendet, fröstelt, duckt sich dann zurück . . .

Es ist fast Morgen, als ein Auto durch die stille Straße rollt. Die Aussteigenden gehen, Blick in Blick tauchend nach der Tür. Den wissensdurst zu nennen.



Wieder ein Jahr geschafft!

Arm um seinen Nacken, spricht die junge Dame: „Und daß man alles glücklich machen möchte, wenn man selbst so viel Glück fühlt, das ist das Schönste, Hermann.“ Sie schmiegt sich an den Liebenden, der sie umfängt, und steht das Kind nicht, das ihr Mantel streift. Da stößt sein Fuß an etwas Weiches. Ein Kind? Doch nicht erfroren? Nein, um Himmelswillen, nur verklammt.

Wir nehmen es herauf. — Ja, ist das nicht

Wie kommt dies Kind hierher?

Eine beunruhigende Ahnung dringt in das Glück von Fräulein Edith. Die Mutter wird wach. Man läuft und müht sich. Es ist doch nicht so einfach! Doch als das kleine Mädchen gewärmt, gerieben und umschmeichelt, wieder Kraft gewinnt und das Blut durch die Adern zu rinnen anfängt, da sehen die Augen den lichten Kopf des schönen Fräuleins über sich. Es wußte es ja, und seine Lippen sagen mühsam: „Nur — zwei Mark . . .“

„Nur zwei Mark?“ Langsam bahnt sich Verstehen einen schreckhaften Weg. „Himmel, wie ist das möglich! Hermann . . . daß man Glück zertritt, wenn man ins Glück geht!“

„Sei still!“ beruhigt der Verlobte die Weinende. „Wem von uns wäre solch ein Versehen noch nie passiert! Vielleicht, daß es dem Kinde zum Heil ausschlägt.“

„Wenn unsere Kräfte dazu reichen . . .“ Sie streichelt die erstarrten kleinen Hände, und still fühlt jeder, auch das kleine Bäckermädchen, daß in seinem Schicksal weiterwirken wird, was sich heute zutrug. Vielleicht empfindet Edith Werner sogar dunkel, daß nichts sie hätte zur Ehe reifen können wie dies Geschehen an diesem Tage.

Spuk in der Neujahrsnacht

Skizze von G. Wendt-Caspari.

Diese sentimentalen Stimmungen waren eigentlich abscheulich. Der Kuckuck mochte wissen, warum sie sich in letzter Zeit wiederholten! Trug etwa das kleine Mädchen die Schuld daran?

Lächerlich! Wenn einer noch vor einem Jahr — war eine fröhliche Silvesterfeier gewesen, damals im „Rheinischen Hof“, wo seine Dame plötzlich ihren Brillantschmuck vermißte! — prophezeit hätte, daß Karl Stroband, internationaler Hochstapler, Taschendieb und Gentlemaneinbrecher, einer albernen kleinen Kammerzofe wegen Gewissensbisse haben würde! Gelacht hätte er: „Esel!“

Und nun? Nun fühlte er Mitleid mit dem treuherzigen Ding. Drei Wochen kannten sie sich, und Elly war bis über die Ohren in ihn verliebt. Kunststück! Wenn einer alle möglichen Damen der Gesellschaft, in deren Herzen er sich dank seines weltmännischen Auftretens geschlichen hatte, um den kleinen Finger wickeln konnte, so war es nur eine Spielerei, einer Zofe den Kopf zu verdrehen. Aber, aber! Die Nebeleien des ehrenwerten Herrn Stroband ließen sich zwar nicht mehr zählen, doch solche ließen sich zwar nicht mehr zählen, doch solche Augen, aus denen tiefstes Vertrauen sprach, hatte er bei keiner anderen Frau gesehen. Daher wohl diese alberne Sentimentalität, fast Gewissensbisse zu nennen.

Doch was war es denn in Wirklichkeit? Nun ja, er hatte sich in das Herz der Kleinen eingeschlichen, wie er sich heute nacht dank ihrer ahnungslos erteilten Auskünfte in das Zimmer ihrer Herrin, der Frau von Harvend, einschleichen wollte. Ihre Liebe zu ihm, dem schneidigen angeblichen Wachtmeister Wimmel, galt ihm ja nur als Mittel zu seinen Zwecken. Die Kleine sollte in ihrer Verliebtheit nichts davon merken, daß er nur spionierte. Das war ja auch großartig gelungen. Er hatte bald erfahren, daß Frau von Harvend ihren kostbaren Halsschmuck nach der späten Rückkehr von Gesellschaften nie im Geldschrank verschloß, sondern der Einfachheit halber — sie konnte sich stets vor Müdigkeit kaum noch auf den Beinen halten — in ein Kästchen zu packen und unter ihr Kopfkissen zu legen pflegte. Und nun wußte er auch, daß Frau von Harvend ihre noch etwas mehr als reife Schönheit zum Mittelpunkt einer Silvesterfeier machte, die sich bis vier oder fünf Uhr morgens ausdehnen würde. Na, damit war ja der schwierigste Teil der von Karl Stroband sich selbst gestellten Aufgabe erledigt.

Es sollte auch der letzte große Schlag sein. Mit 125 000 Mark, die sich sicher aus dem Schmuck herausschlagen ließen, und den 350 000, die bei verschiedenen Banken für ihn standen, ließ sich irgendwo im Ausland anständig leben. Dann sollte ein für alle Male Schluß gemacht werden mit Hochstapelei, Einbrecherei und Taschendiebstahl. Schade, daß dieser letzte Schlag ins neue Jahr fallen mußte!

Verflixtes Warten auch hier unten im kalten Garten! Ueberall sonst im Villenviertel waren die Menschen, vom nachhaltigen „Prost Neujahr“-Schreien und Feiern ermüdet ins Bett gekrochen. Nur in Frau von Harvends Haus brannten im Erdgeschoß noch alle Lichter. Sicher bemühte sich dort unten ein Dutzend prozessionsbedürftiger Jünglinge um die Gunst der Hausherrin, die schon manchem eine verheißungsvolle Laufbahn erschlossen hatte. Frau von Harvend war ja allmählich genügsam geworden. Sie freute sich schon, wenn ein junger Herr ihr ein Kompliment über ihr gutes Aussehen machte, den matten Glanz ihrer Haut priese, die nun schon an die fünfunddreißig Jahre in allen möglichen Salons ihren Dienst treu und brav getan hatte.

Da! Endlich schien die Silvester-Neujahrs-Feier ihr Ende gefunden zu haben. Ein paar Wagen fuhren vor, weinselige Stimmen schallten durch die Nacht, und ein paar Minuten später erloschen unten alle Lichter. Dafür blitzte es hinter zwei Fenstern im ersten Stock auf. Dort oben fiel Frau von Harvend, müde vom vielen Feiern, in die Kissen, unter denen wohl schon ihr Schmuck lag. Nicht mehr für lange Zeit!

Eine weibliche Silhouette strich an den Fenstern vorbei. Ach, Elly, das Zöschen! Armes Kind! Morgen mußte sie umsonst auf ihren Wachtmeister warten, weil der schon längst über alle Berge sein würde. Unfinn! Wieder diese dumme Sentimentalität! Man konnte ihr ja auf dem Bahnhofe zum Abschied eine Postkarte schreiben: „Trauere mir nicht nach, liebes Kind!“

Na, endlich erlosch auch dort oben das Licht. Zehn Minuten noch, dann war die Gewähr gegeben, daß Frau von Harvend selig eingeschlummert war und von neuen Komplimenten und Eroberungen träumte.

Wie wurde die Zeit doch lang! Aber man hatte jetzt Gelegenheit, sich die Zukunft ein wenig auszumalen, sich das Haus vorzustellen, das irgendwo an felsiger Küste stehen sollte, entrückt vom Alltag, der zwanzig Jahre lang ein steter Kampf mit der Polizei gewesen war. Wie oft hatte es ausgesehen, als sollte die Laufbahn des ehrenwerten Herrn Karl Stroband ein jähes Ende nehmen. Und doch war kein Polizist gewitzigt genug gewesen, um ihn zu Fall zu bringen.

So, die zehn Minuten waren verstrichen. Kleinigkeit, am Blitzableiter hinauf in den ersten Stock zu klettern, eine Scheibe herauszunehmen, das Fenster von innen zu öffnen. Rasch das Fenster wieder zu und einen Vorhang mit vier Reißnägeln vor die fehlende Scheibe gespannt, damit kein kalter Luftzug über die feine Haut der Frau von Harvend fuhr und sie zur Unzeit weckte. Und nun nach dem Bett, wo die eitle Dame sanft schlummerte.

Ein Griff unter das Kopfkissen, und das Schmuckkästchen muß da sein! Fein, daß der Mond ein wenig ins Zimmer lugt.

Brrr! Was war denn das? Eine weiche, kalte Hand! Die Hand einer Toten? Unsinn!

Entsetzlich! Ein weißer Spuk, ein Gespenst mit unbeweglichem, bleichem Gesicht, erstarrt im Grauen vor dem Tode, richtete sich auf, streckte die Totenhände mit gespreizten Fingern von sich, als wollte es ihn packen.

Hilfe! Krach! Hat ihm einer das Bein gestellt? Wo ist das Fenster?